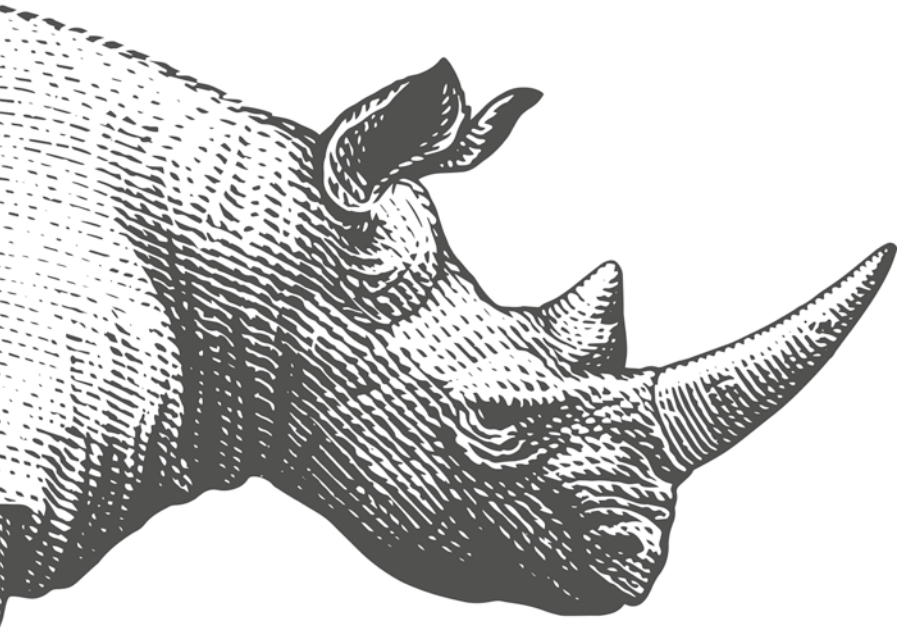


Hans Walker · Aus dem Nichts

buch & media

HANS WALKER

Aus dem
Nichts



ROMAN

buch & media

Originalausgabe
September 2025
© 2025 Buch&media GmbH München
Lektorat: Heidi Keller
Layout & Satz: Johanna Conrad
Umschlaggestaltung: Mona Königbauer
Gesetzt aus der Adobe Garamond Pro
Printed in Europe · ISBN 978-3-95780-318-4

Buch&media GmbH
Merianstraße 24 · 80637 München
Fon 089 13929046 · Fax 089 13929065

Weitere Publikationen aus unserem Programm finden Sie auf
www.buchmedia-publishing.de
Kontakt und Bestellungen unter info@buchmedia.de

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.
Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen gemäß §44b UrhG (»Text und Data Mining«) zu gewinnen, ist untersagt.

Der Leopard leckt alle seine Flecken, schwarze wie weiße.

Spruchwort der Ndebele

Amkila River Lodge, Simbabwe – September 1989

IAN SMITH WIRD heute Nacht noch rauskommen«, flüsterte Scott und starrte in die Glut. Das Feuer in der flachen Eisen- schale hatte die harten Mopani-Scheite in zerklüftete, schwarze Brocken verwandelt, aus denen wie aus kleinen Vulkanen dunkel- rote Eruptionen hervorschoßen, sobald sich die Glut noch tiefer in den Kern des Holzes fraß.

»Was macht dich so sicher?« Die leise Stimme von Akash klang skeptisch. Er saß dicht neben Scott auf einem Baumstamm und ließ seinen Blick über die mit dichtem Gras bewachsene, sanft ab- fallende Uferböschung bis zum Fluss wandern. Die Oberfläche des Wassers war dunkel, fast schwarz. Und spiegelglatt.

»Ich kenne ihn.« Die Antwort Scotts kam mit minutenlanger Verspätung.

Und nach einer weiteren Pause, in der nur ein feines Rascheln aus den trockenen Kameldorn-Sträuchern zu hören war, die ei- nige Meter von ihnen entfernt eine graue Wand bildeten, setzte er hinzu: »Ian ist ja schließlich einer von uns.«

Scott lachte leise vor sich hin und ergänzte: »Um genau zu sein, einer von meiner Sippe. Nicht von deiner.«

»Armer weißer Mann«, spottete Akash. »Du tust mir leid. Du kannst ja nichts dafür, dass du weiß bist.«

»Weiß? Kein Hautarzt würde meine sonnenverbrannte Haut als weiß bezeichnen, Akash. Bist du farbenblind?«

»Die Sonne hilft dir nicht, Scott. Du bist ein Ex-Rhodesier. Und damit bist du weiß – egal, wie viele Pigmente die Sonne in deiner Haut aktiviert hat. Es muss schrecklich sein, in einem schwarz- afrikanischen Land wie ein Mehlsack herumlaufen zu müssen.«

»Danke für dein Mitgefühl, Akash. Du bist wirklich ein echter

Freund. Aber darf ich dich daran erinnern, dass es vor einem Jahrzehnt noch genau anders herum war? Da bist du als Schwarzer aufgefallen! Zumindest, wenn du dich am falschen Ort bewegt hast. Stell dir vor, du wärst vor der Unabhängigkeit mit deiner Schwester zum Nachmittagstee im *Royal Salisbury Golf Club* aufgetaucht! Ich kann mir die Gesichter der feinen weißen Herrschaften gut vorstellen. Und der dunkelhäutige Ober mit der schwarzen Fliege und den weißen Handschuhen hätte dich entsetzt angeschaut. Auch wenn er dich insgeheim für deinen Mut bewundert hätte.«

Beide mussten sich bei diesem geflüsterten Wortwechsel ein befreites Lachen verkneifen, da sie wussten, dass Ian Smith nicht aus dem Fluss steigen und auf seinen kurzen stämmigen Beinen zum Äsen auf die Grasfläche kommen würde, wenn sie zu viele Geräusche verursachten.

Eine Weile schwiegen sie erneut. Der Sternenhimmel über ihnen wölbte sich wie eine Zirkuskuppel, die mit Millionen silberner Punkte übersät war. Mitten drin hing schief ein weißlich schimmernder Halbmond.

Scott lenkte seinen Blick von der Glut weg und zum Ufer, um seine Augen wieder an die Dunkelheit zu gewöhnen.

Plötzlich spürte er die Hand von Akash auf seinem Arm, und auch er hatte im selben Moment die kreisförmigen Wellen auf der Wasseroberfläche entdeckt. Das Zentrum der Wellen bewegte sich auf das Ufer zu.

»Könnte auch ein Croc sein«, flüsterte Akash.

Die Wellen wurden stärker. Ein dunkles, unförmiges Gebilde tauchte aus dem Wasser auf, schob sich über den Uferstrand, und dann konnten die beiden Männer die Umrise des Flusspferdes klar erkennen. Seine nasse Haut glänzte im Licht der Gestirne. Es hatte den schweren Kopf tief gesenkt und führte ihn wie einen Staubsauger langsam über die Grasfläche. Offenbar hatte das Tier die Männer nicht wahrgenommen. Oder ignorierte ihre Anwesenheit. Noch lag eine sichere Distanz zwischen ihm und den Rangern und den Gebäuden der Safari-Lodge hinter ihnen.

»Bist du sicher, dass es Ian ist?«, flüsterte Scott.

»Todsicher. Es ist sein Revier. Und als alter, einzelgängerischer Bulle tauscht er unsere gepflegte Böschung auf keinen Fall mit einem seiner männlichen Konkurrenten gegen die ausgedörrten Uferstreifen links und rechts von unserer Lodge ein. Schau dir mal seinen Umfang an. Das muss er sein.«

Akash und Scott kannten sich schon seit acht Jahren. Scott arbeitete vor der Unabhängigkeit Simbabwe im Jahr 1980 als Wildhüter in dem benachbarten Chizarira-Nationalpark. Akash war ein Jahr nach der Machtübernahme durch Mugabe im Zuge der Afrikanisierung des öffentlichen Dienstes als Ranger zu Scotts Team gestoßen. Die beiden verstanden sich auf Anhieb und arbeiteten eng zusammen.

Vor fünf Jahren entschieden sie sich, gemeinsam dem Angebot eines millionenschweren Ex-Rhodesiers, Godwin Brown, zu folgen, der sich auf seinem ausgedehnten Buschland südlich des Karibasees den Traum von einer eigenen Safari-Lodge erfüllt hatte und erfahrenes Personal suchte. Sie hatten die Entscheidung bis heute nicht bereut.

Wieder raschelte es im Unterholz des Dornengebüschs. Aus einem der Mopanebäume hinter den Wirtschaftsgebäuden kam das Krächzen eines Vogels, der aus dem Schlaf geweckt worden sein musste. Eine Fledermaus schoss taumelnd dicht über die Wasseroberfläche.

»Ian kommt näher«, flüsterte Akash. »Sollen wir?«

»Ich glaube nicht, dass er Ärger machen wird«, sagte Scott dicht an Akashes Ohr. Er spürte, wie sich seine Muskeln anspannten. Das Tier würde nur angreifen, wenn es sich bedroht fühlte. Ein absolutes Horrorszenario war, wenn man als Mensch zwischen ein Flusspferd und das Wasser geriet und das Tier das Gefühl hatte, dass ihm der Rückzug in sein Schutzgebiet abgeschnitten wurde. Die schwerfälligen Kolosse drehten dann durch. Und sie griffen mit einer Geschwindigkeit an, die ihnen niemand zugetraut hätte, der sie zuvor friedlich äsend am Ufer beobachten konnte.

Ian bewegte sich jetzt grasend mit lauten Schmatz- und Kau-geräuschen direkt auf sie zu. Ab und zu hob er kurz den Kopf, und dabei waren selbst in der Dunkelheit die Stehohren links und rechts des riesigen Schädels gut zu erkennen.

Ohne etwas zu sprechen erhoben sich die Männer und bewegten sich langsam einige Schritte rückwärts die Böschung hoch. Als das Tier nicht weiter reagierte, drehten sie sich um und liefen die letzten Schritte bis zu der hölzernen Veranda, auf der die Gäste bei gutem Wetter ihre Mahlzeiten einnahmen, wenn sie sich ihre Mahlzeiten nicht direkt in ihre Bungalows bringen ließen.

Durch die angelehnte Tür gelangten die beiden von der Veranda in den Teil der Anlage, der als Empfangsgebäude und Gästelounge diente. Scott schloss die Tür von innen und blieb dann stehen.

»Wir müssen noch mit unserem neuen Boss einen Termin für die Tour durch unser Gelände vereinbaren. Ich habe es so verstanden, dass wir damit warten, bis Godwin alles an ihn übergeben hat.«

»Korrekt«, bestätigte Akash. »Der Mann hat Glück, dass er zum Ende der Trockenzeit kommt und die Savanne noch recht übersichtlich ist. Die Chancen, dass wir ihm viele Tiere zeigen können, sind gut. Wenn mit den ersten kräftigen Regen im November die Belaubung einsetzt, wird es schwieriger, einen Überblick zu bekommen.«

»Nicht nur für uns, sondern auch für unsere Raubkatzen, die ihre Beute schlechter ausmachen können«, ergänzte Scott, und es klang für Akash, als ob Scott die Tiere bedauern würde.

Die Männer verließen das flache Gebäude durch die Vordertür. Dort trennten sich ihre Wege.

Beide schalteten fast zeitgleich ihre starken Taschenlampen an und berührten sich zum Abschied kurz an den Schultern. Sie hielten sich streng an eine der Verhaltensregeln, die Godwin Brown aufgestellt hatte: sich niemals ohne Taschenlampe bei Nacht über das Gelände der Lodge zu bewegen. Das galt gleichermaßen für die Angestellten wie für die Gäste. So sollte vermieden werden,

dass jemand auf eine giftige Schlange oder einen Skorpion trat. Das Licht sollte aber auch wilde Tiere, vor allem Elefanten, abschrecken, die häufig mitten in der Nacht der Lodge einen Besuch abstatteten.

Scott folgte dem schmalen, mit flachen Steinen belegten Weg entlang der vier Gästehäuser, die in größeren Abständen am Flussufer angelegt worden waren und alle über einen eigenen Garten und eine Terrasse mit einem Minipool verfügten. Über den Hauseingängen brannten runde Leuchten, die matte Lichtkegel auf die Pfade warfen, die vom Hauptweg zu den Bungalows führten.

Am Ende der Häuserreihe befand sich linker Hand der Bootsanlegesteg der Lodge. Im Licht des Mondes konnte Scott die Umrisse des kleinen Ausflugsschiffes erkennen, das ein Touristencamp am Karibasee vor Jahren ausgemustert und preiswert an Godwin verkauft hatte, als das Camp zur Sterne-Lodge mutierte und die Ausrüstung nicht mehr den Ansprüchen der Edeltouristen entsprach.

Am Steg bog Scott ab, ließ das Flussufer hinter sich und erreichte nach etwa hundert Metern das Mopanewaldchen, in dessen Mitte sich ein großes Zelt mit Außendusche versteckte. Scott hatte sich bis heute nicht damit anfreunden können, in einem massiv gebauten Haus zu wohnen.

Akash hatte zwischenzeitlich den Pfad in die entgegengesetzte Richtung genommen und das Haupthaus und einige Funktionsgebäude hinter sich gelassen. Jetzt näherte er sich dem umzäunten Werkstattgelände. Über den Wellblechdächern brannte an einem hohen Holzpfeiler ein einsames, kräftiges Flutlicht, das den Drahtzaun geometrische Muster auf den Pfad werfen ließ. Wenig später erreichte er die *Staff Quarters* der Angestellten.

Er blieb kurz stehen und warf noch einen Blick in die Verlängerung des Pfads. An dessen Ende lag das Wohnhaus des Managers. Akash konnte hinter den schwarzen Silhouetten der Büsche nur die Umrisse des Daches gegen den Sternenhimmel erkennen. Im Moment wohnte der Neue noch als Gast bei God-

win. In wenigen Tagen würde er allein dort hausen und für die kommenden Monate die Verantwortung für *Amkila* übernehmen, während sich Godwin um seine kranke Frau kümmerte.

Akash schloss die kräftige, hölzerne Tür der strohgedeckten Rundhütte auf und trat ein. Mit Hilfe seiner Taschenlampe fand er die Paraffinlampe in der Wandnische, daneben die Streichhölzer. Wenig später erleuchtete mildes Licht den Raum.

Akash blickte auf seine Uhr. Mitternacht. Er war müde, und die Nacht würde kurz werden. Für sechs Uhr war er mit einem jungen Schweizer Ehepaar zu einer zweistündigen *Walking Safari* verabredet. Vor der Tour brauchte er einen starken Kaffee, frühstücken würde er danach auf der Terrasse. Vermutlich zusammen mit seinen Gästen, die erfahrungsgemäß die Gelegenheit nutzen würden, ihre Erlebnisse mit ihm zu verarbeiten.

Besucher, die zum ersten Mal in ihrem Leben Afrika bereisten, waren selbst Stunden nach der Safari noch ganz aufgedreht von ihren Eindrücken: auf ihrem Weg zu Fuß durch den Busch plötzlich einer schwarzen Wand von mächtigen Büffeln gegenüberzustehen; oder unerwartet in eine wandernde Herde von Elefanten zu geraten, die mit ihren weit hochgereckten Rüsseln die jungen grünen Triebe von den Bäumen rissen. Ganz zu schweigen von der Begegnung mit einem Nashorn, das sich frei zwischen dem nahegelegenen Nationalpark und dem Buschland der Lodge bewegte.

Wie lange wohl die Menschen im südlichen Afrika noch das Privileg genießen konnten, eine der bedrohten Tierarten in freier Wildbahn zu erleben?, fragte sich Akash. Im Moment wurde zwar vieles getan, um die Tiere zu schützen, aber ihre Zahl schrumpfte trotzdem ständig, da rücksichtslose Wilderer den Wildhütern immer einen Schritt voraus waren.

Generell ließ ihn das Zusammentreffen mit den *Big Five* – den Elefanten, Büffeln, Nashörnern, Löwen und Leoparden – selbst als erfahrenen Ranger nicht kalt, und er erwischte sich in solchen Momenten dabei, wie er den dunkel polierten Schaft seines Ge-

wehrs fester umklammerte und die Tiere keinen Moment aus den Augen ließ.

Aber jetzt brauchte er dringend seinen Schlaf. Schnell zog er sich aus, und wusch sich an dem aus Granit gehauenen Waschtisch. Nebenher kaute er auf einem Stück Mopaneholz, um seine Zähne zu reinigen. Danach legte er sich auf die geflochtene Grasmatte auf den Boden und zog die braune Woldecke mit dem verbliebenen schwarzen Schriftzug des Chizarira-Nationalparks, in dem er früher gearbeitet hatte, über sich.

Mit dem Bild des Nilpferds, das friedlich und ungestört unter der Sternenkuppel auf dem Uferstreifen weidete, schlief Akash ein.

Was für eine verrückte Idee von seinem Freund Scott, dem Haustier der *Amkila River Lodge* den Namen des weißen Ex-Regierungschefs Ian Smith zu verpassen!

London – Februar 1989

DIE TEILNEHMER DER internationalen Jahreskonferenz des WWF drängten in den hell erleuchteten Konferenzsaal des Hotels in der Innenstadt von London. Normalerweise hielt sich das Interesse an den jährlichen Treffen der Natur- und Umweltschutzorganisation in Grenzen. Die Mitarbeiter, die nicht direkt von ihren Vorgesetzten zur Teilnahme verpflichtet wurden, überlegten es sich zweimal, ob sie sich einen ganzen Tag den langatmigen Lobgesängen der Führungsriege über die segensreichen Projekte des Funds in allen Teilen der Welt aussetzen wollten. Oder schlimmer noch: mit zusammengekniffenen Augen auf kaum lesbare Folien mit Zahlen und Kurven zu starren, die zur eintönigen Stimme eines Finanzexperten von einem leise surrenden Overheadprojektor auf die große Leinwand geworfen wurden.

Dieses Jahr war manches anders. Dass der WWF in die Schlagzeilen der Presse geriet, war nichts grundsätzlich Neues. Aber so vehement wie im vergangenen Jahr war er noch selten ins Kreuzfeuer selbst wohlmeinender Kritiker geraten. Die Vorwürfe gingen diesmal über die üblichen Kritikpunkte mangelnder Transparenz und Kungelei der Führungsriege mit der Großindustrie hinaus. Im Fokus standen Erkenntnisse undercover arbeitender Journalisten, die behaupteten, dass die Stiftung an der brutalen Vertreibung indigener Bewohner aus Naturschutzgebieten aktiv beteiligt sei und dabei mit nationalen Militär- und Polizeieinheiten oder Geheimdiensten kooperiere.

Jeder, der für den WWF arbeitete, war sich des Spagats bewusst: auf der einen Seite ein sehr hoher, oft überzogener Anspruch an das, was eine Nichtregierungsorganisation auf dem Feld des Arten- und Naturschutzes leisten konnte. Auf der anderen Seite

die Auseinandersetzung in den meist armen Empfängerländern mit Bürokratie, Korruption und unkontrolliert agierenden lokalen Sicherheitskräften. Und das alles gepaart mit dem ungeklärten Verhältnis der Akteure zur Rolle des Naturschutzes in den Lebensräumen der indigenen Bevölkerung, der durch die rigide Naturschutzpolitik des Westens im schlimmsten Fall die Lebensgrundlage entzogen wurde.

Mit diesem Dilemma wurden die Mitarbeiter der Organisation meist allein gelassen. Jeder musste für sich einen eigenen Weg finden, wie er mit den Widersprüchen umging. Max Berger kannte diese nur zu gut und hatte seit der Übernahme des Postens eines Projektmanagers für Süd- und Ostafrika in der deutschen Sektion des WWF in Frankfurt vor drei Jahren zunehmend Gewissensbisse. War er hier an der richtigen Stelle? Er hatte schon als junger Mann die Arbeit des WWF bewundert und mit Spenden unterstützt. War überzeugt, dass es Organisationen wie seinen Arbeitgeber brauchte, um die bedrohte Natur zu schützen. Wenn da nicht die dunklen Seiten des WWF gewesen wären, die nicht in sein Wertesystem passten. Wie konnte er seinen eigenen Ansprüchen gerecht werden?

Von der diesjährigen Konferenz erhoffte er sich Antworten. Angesichts der öffentlich gewordenen Vorwürfe konnten sich die Verantwortlichen nicht mehr hinter ihren wolkigen Erklärungen verstecken. Max hatte sich vorgenommen, sehr genau hinzuhören. Sollte sich die Organisation der Kritik nicht offen stellen und klare Vereinbarungen treffen, wie ein Fehlverhalten in Zukunft vermieden werden konnte, waren seine Tage bei der Stiftung wohl gezählt. Ähnlich hatten sich in den letzten Monaten auch schon einige seiner Kollegen in Frankfurt geäußert.

»One, one, one ... one, two three ...«

Der Techniker auf der Bühne testete ein letztes Mal das Mikrofon. Der Saal war bis auf wenige Plätze gefüllt. Unterhalb der Bühne standen zwei Herren in dunklen Anzügen und redeten gestenreich aufeinander ein. Dann löste sich einer der beiden und

ging die Treppe zur Bühne hoch. Er stellte sich hinter das Rednerpult, klopfte kurz auf das Mikrofon, schob es einige Zentimeter nach oben und räusperte sich.

»Meine sehr verehrten Damen und Herren, darf ich um Ihre Aufmerksamkeit bitten?« Im Saal wurde es ruhig. »Danke. Für die, die mich nicht kennen sollten: Ich bin Dr. Lambert, der Chef der englischen Sektion des WWF, und Ihr Gastgeber für diese Konferenz. Ich darf Sie vorweg darüber informieren, dass wir für den Vormittag die Presse ausgeschlossen haben. Sicher haben Sie dafür angesichts der böartigen Vorwürfe, die gegen uns erhoben wurden und die jeglicher Substanz entbehren, Verständnis. Wir möchten Ihnen in den kommenden Stunden ungestört unsere Sicht erläutern, Ihre Fragen beantworten und mit Ihnen intern, und in der gewohnt professionellen Weise, den Weg nach vorne in eine vielversprechende Zukunft für unsere Organisation und für einen besseren Schutz der natürlichen Ressourcen dieser Welt diskutieren.«

Max schüttelte den Kopf. Ausschluss der Presse! Das war das Letzte, was er erwartet hatte – und genau das, was seiner Meinung nach das Verhältnis zwischen der Öffentlichkeit und dem WWF weiter verschlechtern würde. Also kein Eingeständnis der Verantwortlichen, dass eventuell Fehler gemacht worden waren? Keine Entschuldigung für Fehlverhalten? Nur ein »Weiter so«?

In der Kaffeepause begrüßte er eine alte Bekannte, die er aus seiner Zeit in Tansania kannte, und traf danach auf zwei seiner Kollegen aus Frankfurt. Von Volker Schulz, einem immer gut aufgelegten, großgewachsenen Rheinländer, wusste er, dass dieser sich große Sorgen um die Zukunft des Funds machte und dass auch er schon mit dem Gedanken gespielt hatte, den Arbeitsplatz zu wechseln. Dem anderen, Dietmar Riethmüller, einem dicken Mittfünfziger mit Glatze, traute er nicht über den Weg. Schulz und Berger wechselten einen kurzen Blick, der signalisierte, mit persönlichen Kommentaren zurückhaltend zu sein.

Stattdessen legte Riethmüller gleich los: »Gute Entscheidung, die Presse draußen zu lassen. Dieses Pack. Erfinden Lügengeschichten und versuchen, unsere Arbeit schlecht zu machen. Am besten gibt man sich gar nicht damit ab.«

Das war anscheinend auch das Motto der Führungsriege in der Konferenz, denn bis zur Kaffeepause gab es tatsächlich von Seiten des Vorstands so gut wie keine Hinweise darauf, sich ernsthaft mit den Vorwürfen der Journalisten auseinanderzusetzen. Die Kritikpunkte wurden zwar benannt, aber jedes Argument wurde entweder schlicht als sachlich nicht richtig abgetan oder als böswillige Unterstellung deklariert.

Selbst in jenen Fällen, in denen belastbare Beweise vorlagen, waren die Verantwortlichen der Stiftung nur eingeschränkt bereit, Eingeständnisse zu machen. So etwa bei dem Vorwurf der Nähe des Fonds zur Großindustrie und zu Großwildjägern. Journalisten war es wohl gelungen, an einen Teil der streng anonymen Spenderliste zu gelangen. Und diese las sich wie das »Who's who« internationaler Konzerne, die bislang eher dadurch aufgefallen waren, dass sie die Umwelt rücksichtslos ausbeuteten oder zerstörten. Garniert wurde die Liste mit den Adressen von Politikern und Vertretern europäischer Adelsgeschlechter, die sich ungeniert als Großwildjäger hinter erschossenen Wildtieren ablichten ließen, die vom Aussterben bedroht waren.

Tenor auf der Konferenz war, dass sich der WWF von der Kritik nicht beeindrucken lassen durfte. Stattdessen wurde in den Präsentationen dargelegt, welche Erfolge die Organisation beim Schutz bedrohter Tier- und Pflanzenarten bis heute vorweisen konnte. Und kein Sprecher vergaß, darauf hinzuweisen, was die Organisation am Leben hielt: »Wir leben von Spenden! Wir müssen also alles tun, um zu verhindern, dass potenzielle Spender erschreckt werden!«

Ein Klingelzeichen erinnerte die Delegierten, an ihre Plätze zurückzukehren. Der Pressesprecher des WWF trat ans Mikrofon. Er wartete, bis es im Saal ruhig geworden war. »Bevor wir

am Nachmittag die Vertreter der Presse im Raum haben, möchte ich Sie darüber informieren, dass wir in naher Zukunft mit einem kritischen Bericht des *Guardian* rechnen, der unser Engagement in Simbabwe zum Thema haben wird. Wie Ihnen sicher bekannt ist, unterstützen wir das Land im Kampf gegen die Wilderei. Als Teil dieser Unterstützung haben wir über die deutsche Sektion dem Wildlife Department in Simbabwe im Jahr 1987 einen Helikopter gespendet. Ziel war der Schutz des schwarzen Nashorns, dessen Bestand, wie Sie alle wissen, extrem gefährdet ist. Vor wenigen Tagen haben wir vertrauliche Informationen erhalten, dass der *Guardian* davon ausgeht, dass von diesem Hubschrauber aus in den vergangenen Jahren fast sechzig Wildddiebe in sogenannten »shoot-to-kill«-Aktionen gezielt getötet wurden. Lassen Sie es mich sehr deutlich und klar sagen: Uns ist davon nichts bekannt und wir behalten uns selbstverständlich juristische Schritte vor, sollte es zu einer Veröffentlichung kommen. Soweit wir wissen, verläuft die Operation im Norden Simbawwes höchst effektiv. Und darauf sollten wir als WWF stolz sein.«

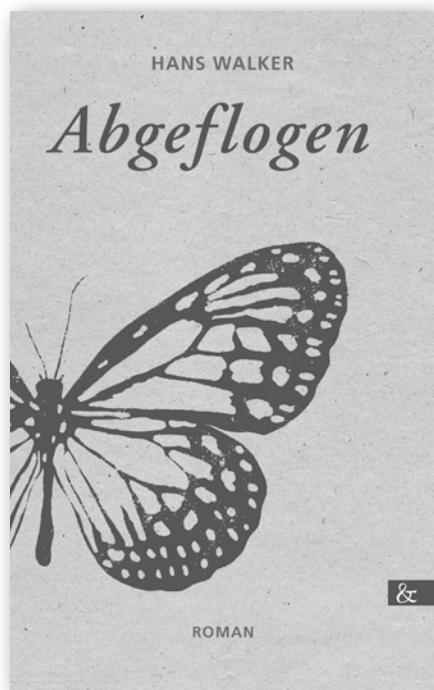
Dass es im Raum völlig ruhig blieb, nahm Berger als Beweis dafür, dass die Erwähnung der »shoot-to-kill«-Aktionen für viele der Mitarbeiter des WWF nicht überraschend kam. Auch für ihn war die Sache keineswegs neu. Er hatte schon bald nach seinem Arbeitsbeginn im Sommer 1986 in der Geschäftsstelle in Frankfurt mitbekommen, dass es innerhalb der deutschen Sektion heftige Debatten um das geplante Geschenk an Simbabwe gab. Offensichtlich trauten einige seiner Kollegen der simbabwischen Behörde nicht zu, verantwortungsvoll mit dem Fluggerät umzugehen.

In einer Sitzung des Führungskreises der deutschen WWF-Sektion kurz vor dem Erwerb des Hubschraubers eskalierte die Diskussion. Max' Kollegin Steinwald warf der Führung unverantwortliches Verhalten vor und beschuldigte sie, bewusst den Tod von Menschen in Kauf zu nehmen. Der Sitzungsleiter verwies sie daraufhin des Raumes. Steinwald reichte am Tag nach der Sit-

zung ihre Kündigung ein und tauchte nur noch ein einziges Mal kurz auf, um ihr Büro zu räumen. Die Frage von Max, warum sie kampfflos das Handtuch warf, ließ sie unbeantwortet.

Max hatte sich während der Rede des Pressesprechers einige Notizen auf seinem Schreibblock gemacht. Jetzt schaute er noch einmal darüber und blieb an dem »*shoot to kill*« hängen. Der WWF würde in Erklärungsnot kommen, wenn die Behauptung des britischen *Guardian* stimmte. Und er selbst auch. Denn am Ende der internen Diskussionen hatte er die Entscheidung in dem festen Glauben mitgetragen, dass der Helikopter nicht zweckentfremdet eingesetzt werden würde.

Mehr von Max Berger bei buch&media:

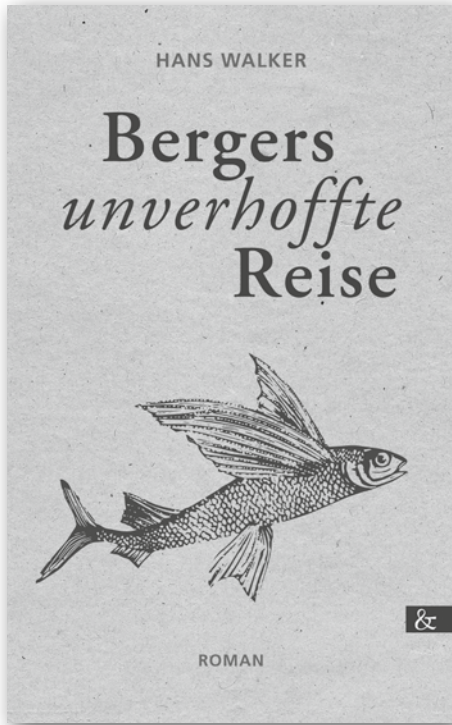


*Ein Student zwischen Liebe, Eifersucht und
Familiengeheimnissen im Indonesien der 1970er*

Dem verlockenden Ruf aus Medan, ein Jahr als Hauslehrer in einer deutschen Familie zu arbeiten, ist der junge Max Berger spontan gefolgt – nicht zuletzt, weil er für die Mutter der Kinder schwärmt. Er lernt Indonesisch und lebt sich in die neue Kultur ein, die neben menschlicher Wärme ein verstörendes Maß an Korruption, Rassismus und Intrigen offenbart. Während ihm die Geschwister ans Herz wachsen, machen ihm Eifersucht und Ablehnung des Vaters zunehmend zu schaffen. Und dann sind da die Frauen: die chinesische Studentin Kim, in die Max sich verliebt; die verführerische Eurasierin Louise, mit der er erotische Stunden verbringt; die reife Gräfin Bettina, die er wiedertrifft. Egal, wie Max es auch angeht, seine Affären enden im Chaos. Schließlich findet er sich in einem Strudel aus Liebe, Eifersucht und gut gehüteten Familiengeheimnissen wieder, aus dem er schwer herausfindet.

Begegnungen mit einer fremden Lebensart, schmerzhaft erkenntnisse, Exkursionen in tropische Landstriche: Hans Walker nimmt die Leserinnen und Leser in seinem Roman mit in ein unbekanntes, aufregendes Indonesien.

»Abgeflogen«, Roman, 432 S., ISBN 978-3-95780-303-0



*Eine ungewöhnliche Schiffsreise und zwei Menschen,
die das Schicksal auf hoher See zusammenführt.*

Deutschland, Anfang 1970: Willy Brandt ist Bundeskanzler, das Album »Abbey Road« von den Beatles stürmt die Charts – und der 22-jährige Student Max aus der süddeutschen Provinz erhält ein ungewöhnliches Angebot: Ein Jahr lang soll er als Hauslehrer die Kinder einer deutschen Familie in Indonesien unterrichten. Aber schon die Überfahrt nach Asien wird zu einem großen Abenteuer, geprägt von den Mitreisenden, ihren Emotionen, Dramen und Geheimnissen. Da ist neben den zwei lebhaften Schülern von Max auch deren Mutter, für die er mehr als nur freundschaftliche Gefühle empfindet. Da sind der Schweizer Schriftsteller mit Schaffenskrisen und ein holländisches Ehepaar, das trotz der Nähe an Bord immer weiter auseinanderdriftet. Da ist vor allem die geheimnisvolle, sehr attraktive Gräfin, von der sich Max gleichzeitig hingezogen und abgestoßen fühlt. Doch im Laufe der vierwöchigen Passage entwickelt sich zwischen ihm und der deutlich älteren Adligen etwas, das sein Leben für immer verändert ...

»Bergers unverhoffte Reise«, Roman, 304 S., ISBN 978-3-95780-259-0